

Für die Jugend.

Träume - Schäume.

Träume sind Schäume, ein altes Sprichwort; denn was kann nicht alles Veranlassung zu angenehmen und zu aufregenden Träumen abgeben. Ein stehender Strohhalm kann dich als ein Dold in Traum berücken und bedrohen; eine Hand auf deiner Brust dir den bösen Alp vorgaukeln. Traum - Schäum, zerfließt in ein Nichts. Nun will ich erzählen, wie mir in einem meritanischen Urwald der Traumwahn mitgespielt.

Ich und mein Pferd, wir hatten uns verirrt und standen nun in den pfadlosen Tiefen des Waldes, dessen dunkle Massen uns anstarrten, und konnten in der greifbaren Finsternis und in dem von allen Seiten umschließenden Dicht nicht weiter. Wir mußten schon längst vom Hauptwege abgewichen sein und einen Seitenpfad eingeschlagen haben, den vielleicht das Wild mit der Zeit gebahnt und der sich in den Dichtungen des Urwaldes allmählich verlor.

Es war Mitternacht. Ich machte einen letzten Versuch und drang mühsam, das Pferd am Zügel nachführend, in das Dicht ein. Morche, umgestürzte Stämme, in welche der Fuß mit unheimlichen, dumpfen Krachen einbrach, wie in halb vermoderter Erde und ihren vermoderten Inhalt, verlegten mir den Weg, bis ich auf eine wenige Schritte umfassende Lichtung hinaustrat. Ueber selber spannte sich ein Stückchen trübem Firmaments und der Grund war dicht mit wucherndem Farrentkraut bewachsen.

Hier beschloß ich, den Anbruch des Tages zu erwarten. Ich band mein Pferd an dem herabhängenden Ast eines Baumes fest, brückte einen ver einzelt stehenden niedrigen Busch zu Boden und legte mich auf dieses elastische Naturbett; die Gegenstände um mich verschwammen mehr und mehr, bald war ich, ermüdet und hungrig, von dem anstrengenden Nachritte, fest eingeschlafen.

Ich machte geraume Zeit so gelegen sein, da träumte mir: Ich war auf der Jagd, die Spur eines Jaguars verfolgend. Mit furchtbarer Schnelligkeit ging es über Gräben und gestürzte Stämme, eine unwiderstehliche Macht trieb mich vorwärts, weiter und weiter, daß sich meine Brust heftig hob und mir der Athem fast versagte. Endlich entdeckte ich das Thier auf einem Baumaste über mir sprunghaft lauernd, seine grünlischen Augen fest auf mich gerichtet, die Zähne in grimmiger Wuth geklirrt, die Rückenhaare gestäubt, den Schweiß die sich hebenden und sentenden Pflanzen weisend. Langsam hob ich mein Gewehr und brückte beide Hände an, doch die trafen mich taubem Ton an. Ein Linder, der mich ging nicht los, und ich sicrte ersiebt das wilde Thier über mich an dessen steigender Wuth ich schußlos preisgegeben war.

Wiederholt legte ich an und brückte ab, doch immer erfolglos, und jetzt schien es mir, als ob sich das blutrothe Maul des Unholzes zu einer höhnischen Frage verzog — jetzt duckte er sich noch mehr nieder, seine Augen sprühten Funken — jetzt sprang er herunter und fiel mit seiner ganzen Schwere auf mich, mich zu Boden schleuernd und niederdrückend. Ich erwachte. Kälter Schweiß perlte von meiner Stirne und mühsam hob sich die Brust, welche mit einem schweren, unbekanntem Gegenstande belastet war.

Der süßliche Sternenhimmel über mir strahlte in seiner ganzen Pracht. Die Nacht war ungleich heller geworden, trotzdem konnte ich nicht erkennen, was mich wie ein Alp drückte. Eine Weile wagte ich mich nicht zu rühren. Eine Minute verann, dann eine zweite — sie schienen mir: Ewigkeiten.

Endlich hob ich leise meine Hand nach der Brust und fühlte da einen harten, feuchten, eisigkalten Körper. Entsetzt sprang ich auf, schwer tollerte der Gegenstand zu Boden und trabselte in dem dichten Farrentkraut zu meinen Füßen, und als ich mich niederbeugte, gewahrte ich — eine harmlose Land-Schildkröte, allerdings von ungewöhnlichen Dimensionen, die auf ihrem nächtlichen Spaziergange meinen Körper zum Ausruhen benützte hatte. Ich mußte unwillkürlich über

meinen Schrecken lachen, der durch den unheimlichen Traum genügend vorbereitet worden, während dieser nicht verfehlt hatte, meine Phantasie zu erhitzen und mir die ruhige Ueberlegung zu rauben. Träume — Schäume! Th. Kaestig.

Kleine Plaudereien.

Die Luft als unser Hauptnahrungsmittel.

Vor einigen Tagen sah ich bei einem Bekannten zwei Brüder, Knaben von 12 und 13 Jahren, die gerade dort mit ihrem Vater zu Besuch waren. Der ältere, bleich, hochlang, mit schleppendem Schritt einherziehend, während der jüngere mit leichtem und vor Gesundheit strahlendem Auge und vor gesundem Wangen seine Knabenlust kaum kändig konnte. Auf meine an den Vater gestellten theilnahmewollen Fragen über den Grund des tränklichen Aussehens seines ältesten Sohnes, erhielt ich zur Antwort: „Der eine ist ein verweichlichter Stubenhocker, ein verdorrenes Mutterkorn, der andere ein edler, tapferer, lustiger Bursche.“ — Das war der einzige Grund, weshalb der jüngere Bruder nur ein gesundes, wohlgepflegtes Bäumchen wuchs und gedieh, während sein älterer Bruder wie eine gebrochene, vernachlässigte Pflanze dahinstellte.

„Wollt Ihr, meine jungen Freunde, Euch Kraft und Gesundheit auf die leichteste und einfachste Weise verschaffen, so geht möglichst viel hinaus ins Freie und athmet tief und voll die reine, klare und stärende Luft ein. Sie ist in der That unser Hauptnahrungsmittel.“

Während der Mensch täglich ungefähr 6000 Quart frische Luft gebraucht, genügt zu seinem Unterhalt 3-4 Quart Speise und Trank. Der Mensch braucht also 1500-2000 mal mehr Luft als anderer Nahrung. Am reinsten ist die Luft im Wald und Feld und auf Bergen, am schmutzigsten und ungesundesten für uns in den Städten. Sie ist aus zwei luftartigen Körpern zusammengesetzt, nämlich aus Sauerstoff und Stickstoff, enthält aber außerdem noch etwas Kohlenäure und Wasserdampf. Dabei ist die Luft 770 mal leichter als das Wasser. — Durch das Athmen wird sehr viel Luft verbraucht. Es ist daher von großer Wichtigkeit, um reine Luft in geschlossenen Räumen zu halten, dieselbe so oft als möglich zu erneuern. Lüftet daher fleißig! besonders die Schlafkammer. Ihr braucht Euch nicht vor Erkrankung zu fürchten, wenn Ihr nur den Zug vermeidet. Bettentlofer, ein berühmter Gelehrter, berechnet für einen erwachsenen Menschen ungefähr 60 Gallonen frische Luft auf die Stunde, während der Mensch gewöhnlich noch 15-30 mal so viel Luft einathmet.

Denkt an, welche große Menge Luft wir verbrauchen! Und nun bedenkt, wie viel Schmutz und schon gebrauchte Luft inmitten einer großen Stadt oder eines geschlossenen Zimmers wieder mit eingeathmet werden. Wie viel hat da der Landbewohner an diesem gesunden Nahrungsmittel vor uns voraus! Bedenkt auch, wieviel ein gesundes Haus, eine gesunde Wohnung unser liebliches Wohl fördern kann, wenn keine schädlichen Ausdünstungen, kein Rauch u. s. w. darin sind, die unserer Athmung schaden.

Also überall sucht frische Luft, atmet reine und klare Luft ein, frückt und frückt Euren Körper und verschafft Euch Gesundheit und blühende Gesichtsfarbe durch recht viel Bewegung in der freien Natur. M. T.

Mondnacht.

Prächtigt grüßt der Mond hernieder, Und die Welle spiegelt wider Klar und mild Sein liebes Bild.

Und zu nächstlich stiller Feier Säuselt dort im Rohr am Weiber Leis und lind Ein sanfter Wind.

Flüsternd streicht er durch die Bäume, Sagt den Blättern bunte Träume. — Nun gute Nacht!

Arme Kinder!

Möchin: „Hier in der Küche kann ich Euch nicht brauchen; geht in's Wohnzimmer.“
Kinder: „Da trägt Papa sein Drama vor.“
Möchin: „So geht in's Schlafzimmer.“
Kinder: „Da studirt die Mama ihre Rede zur nächsten Frauenversammlung ein.“

Geimgeschicht.

Frau (zum Photographen): „Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß unser Familienbild durchaus nicht zufriedenstellend geworden ist. Mein Jüngling sieht wie ein Affe aus.“
Photograph: „Ja, liebe Frau, das hätten Sie bedenken sollen, ehe Sie ihn photographiren ließen!“

Ländlich.

Bauer: „Na, Sepp, war's gestern lustig bei der Kumebe?“
Knecht: „Ja, recht lustig!“
Bauer: „Aber temma, wie der Schmied Maxl als Graf hat sag'n muß! — Dies ist das schlechteste Kraut, das ich je geraucht habe!“
Dös hat der Kramer g'hört, von dem die Zigar'n war'n — na und da is a wunderschöne Kauferei losganga!“

Ueberboten.

Tourist (der sich bei einem Dorfbader einen Zahn ziehen lassen will): „Haben Sie auch einen guten Kognak?“
In der Stadt kriegt man immer einen solchen nach dem Zahnziehen.
Dorfbader: „Ah pah, das kriegt bei uns schon jeder nach dem Rasiren!“

Aus der Franzosenzeit.

Eine wahre Geschichte. Von Oswald Junger.

Man schrieb das Jahr 1812. Der Winter war mit eiserner Strenge ins Land gezogen und hatte die Erde in ein dichtes Gewand von glitzerndem Schnee gehüllt. Wie ein schier endloses Leichenfeld dehnte er weithin die Fluren des unglücklichen Preußenlandes, das die unerfährliche Eroberungslust des gewaltigen Korsen nach heldenmüthigen Widerstande endlich auch zu Boden geschmettert und brutal getödtet hatte.

Da drang von Rußland her eine entsehlige Kunde nach Preußen — entsehlige u. verheißungsvoll zugleich. Mit Windeseile floh sie von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. War es Wahrheit, was man sich einander juramente und zusüßtelte? War endlich das Strafgericht herein gebrochen über jenen, der mit fevelnder Hand den Frieden der Völker Europas zerstört und gewährt hatte, sie alle unter sein mächtiges Joch zu bringen zu können?

Noch bezweifelte man, was man gehört und doch so gern geglaubt hätte — es schien ja nun, da es geschah, unfahrbar. Aber dem Gerüchte folgte schnell genug die Behätigung auf dem Fuße. Unstet und flüchtig, in größeren und kleineren Trupps zehrten die Trümmer der gewaltigen Armeen, die noch vor wenigen Monden so übermüthig und stolz ins Feld gezogen war, zurück, von Hunger gequält, zersumpft und halb erfroren, ein trostloses Bild des Jammers.

In einem fruchtbaren Thale der Provinz Sachsen, nicht weit von Magdeburg, liegt das kleine, unheimbare Dorf W. Ein eifrig taltler Novemberabend ist über das Dörfchen herein gebrochen. In dem niedrigen, rauchigen Gastzimmer der Schenke haben sich die Bauern zu einer ersten Berathung zusammengefunden. Es ist auch ein wichtiger Gegenstand, der zur Verhandlung steht. Am Spätnachmittag war ein vertriebenes Häuflein jener aus Rußland zurückkehrenden französischen Flüchtlinge in die Nähe des Dorfes gelangt. Die Nacht vor Augen, von der grimmigen Kälte und entsehllichem Hunger gefoltert, hatten sie keinen anderen Ausweg gefunden, sich vor dem drohenden Tode des Erfrierens zu retten, als auf ein Glück in den Ort hineinzugehen und die Einwohner um Dödad anzuflehen.

Aber ein böser Empfang war ihnen hier zuteil geworden. Kaum hatte man die elenden, herabgekommenen Gestalten — elf an der Zahl — bemerkt, als fast das ganze Dorf zusammen gelaufen war. Mit Werkzeugen, die gerade am nächsten zur Hand gewesen waren, mit Dingerforren, Heugabeln, Dreifselgeln und dergleichen bewaffnet, hatte man nicht über Lust verspürt, an den zu Tode erschrockenen Soldaten, deren Keuchers sie indessen kaum noch als solche kennzeichnete, sein Müthchen zu tühlen. Auch in das obgelegene Waldörfchen war ja die Botenschaft von dem Untergange der großen Arme gelangt, und nun hatten die verbitterten Leute geglaubt, ohne Furcht an den „Marodeuren“ Rache nehmen zu können für die Plünderungen und Erpressungen, denen sie jahrelang ausgesetzt gewesen waren. Dazu war es jedoch auf offener Straße nicht gekommen, sondern auf den Rath des Schulzen hatte man die elf Gefangenen schließlich unter strengster Bewachung im Spritzenhause untergebracht und sich dort nach dem Gasthause als dem geeignetsten Orte begeben, um über Wohl und Wehe der unglücklichen Flüchtlinge das Urtheil zu fällen.

Um den langen, roh gezimmerten Tisch der verräucherten Schenke saßen sie nun und lauschten aufmerksam den Worten ihres Oberhauptes, des Dorfschulzen, der mit breiter Junge auf sie einprahlte. Er mahnt zur Rache an den Franzosen.

Ein wahrer Tumult hat die ganze Versammlung ergriffen. Alle denken nur daran, daß sie endlich einmal den so lange zurückgehaltenen Groll hervorbrechen und ohne Bedenken an den elf in ihre Hände gegebenen Flüchtlingen auslassen können; nach allem, was sie gehört und gesehen, muß es ja nun aus sein mit der verhassten Fremdherrschaft.

„Aber wer — wie sollen wir sie — schulze, das müßt Ihr thun. Ihr seid der rechte Mann dazu!“

„Ach? — Das darf ich nicht — bedenk doch mein Amt! Wie kann ich mich dazu hergeben?“

Doch wor soll die Strafe vollziehen? — Daran haben sie nicht gedacht. Nachlos bilden sie einander an.

„N denn keiner unter euch, der's unternehmen möchte?“ fragt der Schulze gedrückt.

Niemand. Stumm sehen die Bauern vor sich hin. Da schließt jenem urplötzlich ein Gedanke durch den Kopf.

„Galt,“ ruft er jetzt, „ich weiß Rath. Förster Warmbier wird uns den Gefallen schon thun; umsonst wollen wir's ja nicht haben. Was meint Ihr?“

Alle stimmen ihm zu, froh, einen so glücklichen Ausgang aus der peinlichen Verlegenheit gefunden zu haben. Eilig verlassen sie das Gastzimmer, um ihren Entschluß zur Ausführung zu bringen.

Förster Warmbier, den die Bauern zum Vollstrecker ihres Urtheils ausersehen haben. Zu seinem Handwerk gehört es ja, die Büsche zu führen und das Wild zu erlegen, nöthigenfalls auch mit den Wilderern, die dem Allen nicht selten doch mehr zu schaffen machen, als er sich gefallen lassen kann, ein deutliches Wörtchen zu reden. Und er hat eine sichere Hand, der Alte, trotz der nahezu siebzig Winter, die sein Haar gebleicht haben — das wissen die Bauern ganz genau. — Da plötzlich unterbricht ein fernes, aber immer mehr anschwellendes Geräusch die feierliche Stille. Laut hallt der Wald wider — es rollt, klappert, klirrt — und jetzt taucht in dem zur Försterei führenden Fahrwege ein großer Leiterwagen auf, der dicht mit Menschen besetzt ist. Knirschend in dem stark gefrorenen Schnee, fährt er bis zum Wohnhause und hält dort an. Ein paar in lange Schafpelze gehüllte Gestalten springen herab und klopfen, Einlaß begehrend, an die verschlossene Hausthür. Mühenbeses Hundegeschall ihnen als Antwort entgegen. Bald aber weist eine tiefe Männerstimme die Kläffer zur Ruhe und fragt dann nach dem Wer und Wohin der Draufgehenden.

„Ach, Herr Förster,“ gibt der eine der Bauern — denn sie sind die nächtlichen Besucher — zur Antwort, „wir sind's — unten aus'm Dorfe, machen Sie nur ruhig auf — wir haben eine große Bitte an Sie.“

„Jinnen wird ein Knecht zurückgeschoben, die Thür geht auf, und Förster Warmbier erscheint auf der Schwelle.“

„Schön' guten Abend, Herr Förster — nichts für ungut, aber wir haben was Wichtiges zu bereden.“

Erstaut blickt der Alte auf den Sprecher, den Dorfschulzen, dann fordert er sie auf, einzutreten. Die Bauern folgen ihm in das behaglich durchwärmte Wohnzimmer, wo die Försterei sie herzlich bewillkommenet.

„Also was Wichtiges habt Ihr mit mitzutheilen?“ beginnt Warmbier dann. „Na, da bin ich wirklich neugierig. Betrifft's gar die Franzosen?“

„Jawohl, Herr Förster, hören Sie uns nur an.“ Und nun erzählen sie die Gefangenahme der elf französischen „Mäurer“ und deren Verurtheilung und Knüpfen daran die bringende Bitte, ihnen doch den Gefallen zu thun und die Exekution zu vollziehen.

Der alte Warmbier stellt einen nach dem andern mit großen Augen an, er glaubt seinen Ohren nicht zu trauen. „Aber Kinder...“ pläzt er schließlich heraus.

Die Bauern werfen sich verständnisvolle Blicke zu, sie möchten wohl vorausgesehen haben, daß der Alte nicht so ohne weiteres einwilligen würde. Nun, auf den Fall sind sie ja eingerichtet.

„Wir verlangen es ja nicht umsonst, Herr Förster,“ nimmt der Schulze wieder das Wort, „und deshalb haben wir zwei fette Hammel und ein paar Scheffel Erbsen mitgebracht... Ich denke, dafür können Sie es schon thun!“

Der Förster horcht hoch auf — ein Gedanke fährt ihm jäh durch den Kopf. Hammel und Erbsen sind zwei Dinge, die ein armer Forstbeamter in so schlechten Zeiten wohl zu schätzen weiß, erwägt er bei sich, warum soll er also die Gelegenheit nicht wahr nehmen? Den Leuten kann ja geholfen werden... und ihm auch. Und was die Franzosen anbelangt... ein verschmittes Lätzeln hüfht über seine verwitterten Züge, dann erwidert er, scheinbar noch immer nicht so recht geneigt, in zögerndem Tone:

„Wenn Ihr's denn durchaus haben wollt — gut, dann will ich Euren Auftrag ausführen.“

Während der Förster sich fertig macht, um den Bauern nach draußen zu folgen, guckt seine Frau ihn mit eigentümlichen, forschenden Blicken an. Sie kann gar nicht fassen, was sie da eben von ihrem Manne gehört hat. Das läßt ihr keine Ruhe. Jaghaft legt sie die Hand auf seinen Arm und sagt, indem sie die Augen betommen fragend zu ihm aufschlägt:

„Wißt Du das wirklich thun, Alter?“

Der schaut seiner Ehehälfte so vergnügt in ihr liebes Gesicht, daß sie immer irrer an ihm wird.

„Aber Frau!“ erwidert er schmunzelnd, und das genügt, um sie zu beruhigen. Danach verläßt er mit dem aus der Küche nebenan herbeigerufenen Knechte das Zimmer.

Die Bauern haben mittlerweile ihre elf Gefangenen absteigen lassen und auch das mitgebrachte Exekutions-Honorar in Gestalt der beiden Hammel und einiger Scheffel Erbsen abgelaufen. Als der Förster hinzutritt, trägt er Gottlieb, dem Knecht, zunächst auf, die willkommenen Gaben schleunigst an einen passenden Ort zu schaffen, während er selbst mit den Bauern und den von ihnen mitgeführten Franzosen, denen man übrigens zur Sicherheit die Hände auf dem Rücken gefesselt hat, zu dem nahen Stall hinübergeht. Hier öffnet er eine Thür, die Franzosen werden hineingetrieben, und hinter ihnen wird die Thür verschlossen.

„So,“ wendet sich der Alte darauf an die Bauern, „nun fahrt ruhig nach Hause, da da drinnen sollen den morgigen Tag hier nicht erleben, dafür werde ich sorgen. Ich will nun gleich mein Schießeug in Ordnung bringen, und wenn ihr wieder im Dorfe angelangt seid, werde ich wohl so weit sein, um... na, ihr wißt ja!“

„Jawohl Herr Förster, lassen Sie

nur feinen laufen, die Schäfte haben's verdient. Wir danken auch schön, Herr Förster, und wenn Sie sonst mal was“...

„Schön gut, schon gut! Ich danke auch schön. — Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Herr Förster.“ — Während die Bauern den Wagen besteigen und voller Befriedigung über ihre That nach dem Dorfe zurückkehren, ereignen sich auf der Försterei ganz merkwürdige Dinge. Kaum sind jene im Walde verschwunden, da öffnet der alte Warmbier die Thür zu dem recht primitiven Gefängnisse der elf Verurtheilten, löst in Gemeinschaft mit Gottlieb flugs ihre Fesseln und führt die vor Todesangst und Frost zitternden und bebenden Gestalten in die warme Küche. Die armen Kerle wissen gar nicht, wie ihnen geschieht. Sie hatten gehöhnt, daß ihr letztes Stündlein geschlagen habe, und hatten sich mit ihrem traurigen Schicksale schon so schlecht und recht ausgesöhnt. — Und nun diese Wendung?!

Förster Warmbier hat mit seiner Frau einige Worte gewechselt, und als Folge dieser kurzen Unterredung dampft und brodelt es nach kurzer Zeit auf dem Kochherde in zwei mächtigen Töpfen, daß es eine wahre Luft ist. Die Franzosen hat der alte Grünrod um den Küchentisch placirt, wo sie auf sein Geheiß sich niedergelassen haben und die belebende Wärme, die von dem mächtigen Herde ausströmte, auf ihre erkalteten Glieder einwirken lassen. Ihnen ist zumuthe, als umgäule sie ein trügerisches Traumbild, und in diesem Zustande zwischen Hoffen und Bangen harren sie geduldig der Dinge, die da kommen sollen. Und lange lassen diese auch nicht auf sich warten. Auf einen Wink der eifrig am Kochofen hantirenden Försterin schleppt der getreue Gottlieb eine Anzahl irdener Teller herbei, stellt vor jeden Franzosen einen hin und legt auch einen Löffel daneben. Dann verschwindet er in der Kammer nebenan, kehrt aber bald wieder mit einem Laib Brod von wahrhaft riesigen Dimensionen zurück, den er kunstgerecht in elf gleiche Stücke zerlegt, die er ebenfalls auf dem Tische vertheilt. Mittlerweile hat die Försterin den dampfenden Inhalt der Töpfe — eine appetitlich duftende Mehlsuppe — in einen Setzer gethan, den Gottlieb auf den Tisch trägt, um mit dem heißen Inhalt die Teller zu füllen.

„Na, Kerls, nun langt tapfer zu, und laßt's euch gut schmecken, Hunger merdet ihr ja wohl haben!“ wendet der Förster sich an die star vor Stauern dastehenden Franzosen und macht ihnen seine Worte auch noch durch Gebärden verständlich.

Kaum haben die begriffen, daß wirklich alles für sie bestimmt ist, was vor ihnen steht, da springen sie auf, eilen auf ihre Wohlthäter zu, küssen ihnen, während die hellen Thränen über ihre bleichen, eingefallenen Wangen perlen, die Hände, die Kleider und stammeln Worte überquellenden, heißen Dankes.

Gerührt steht die Försterin dabei und weint mit, und selbst in dem mattersten Antheil des braven Alten zuckt es betrüblich, und in seinen gutmüthig blidenden Augen zeigt sich ein verdächtiger feuchter Schimmer.

Freundlich mehrt er die noch immer ihrem übertrömenden Gefühl Ausdruck gebenden armen Teufel ab und führt sie an den Tisch zurück. Gierig, mit zitternden Händen fallen sie über die ihnen dargereichten Speisen her. Sie haben ja seit langem nichts mehr über die Lippen gebracht, es wollte sich niemand ihrer erbarmen!

Förster Warmbier ist inzwischen in das Wohnzimmer zurückgetreten, hat seine Doppelläufige von der Wand genommen und die Desfertische umhängt. So ausgerüstet, begibt er sich nach draußen vor das Haus, geht ein paar Schritt in den Wald hinein, und bald darauf donnert ein Schuß durch die mondhele Winternacht. Ein zwoel-

ter kracht — ein dritter — und in regelmäßigen Zwischenräumen folgen noch acht weitere Schüsse, genau so viel, wie Franzosen in der Küche saßen.

Nach dieser Kanonade kehrt Warmbier, leise vor sich hinstreichend, ins Haus zurück. Er hat nun seine Schuldigkeit gethan, so meint er. Ob aber auch im Sinne der Bauern? Die hätten wohl ihre Augen gewaltig aufgerissen, wenn sie Zeugen der seltsamen Exekution gewesen wären, die doch so ganz ihren Bestimmungen zuwiderlief. Aber sie haben es ja nicht, hören wohl nur den Wiederhall der Schüsse und leben in dem Glauben, daß ihrer Rache nun Genüge geschieht. Dafür, daß sie nie etwas von dem wahren Sachverhalt erfahren, wollte der Alte schon sorgen. Und der Wald — der plauderte nichts aus.

In der Frühe des nächsten Tages führte Warmbier seine Schützlinge auf einsamen Pfaden unbemerkt durch den Wald und wies ihnen den Weg zur Festung Magdeburg, wo sie glücklichere Landesteile trafen und geborgen waren.

Die vermeintliche Zimmerwirthin.

Studiosus (der Morgens auf der Polizeiwache erwacht, zu dem eintretenden Schuhmann): „Nanu, Frau Müller, warum haben Sie denn den Helm auf dem Kopf?“

Reh.

A.: „Gestern hat der Automobilfabrikant Meier einen Vortrag über die Vorzüge seiner Automobile und die Mängel und Nachtheile anderer Fabrikate gehalten.“

B.: „Na — und?“

A.: „Es ging ihm wie mit seinen Automobilen. Mitten in seiner Rede blieb er stehen.“

Der schwerhörige Chef.

Beamter: „Ich habe die Ehre!“
Chef: „Sie haben doch jeden Tag was anderes!“

Erklärlich.

„...Wie, Sie sind der einzige Geldbriekträger hier am Ort? Ja, da wunder't mich nicht, daß Sie so selten zu mir kommen!“

Verständlich.

Richter: „Es soll der Hauschlüssel gewesen sein, mit dem Sie den Kläger schlügen?“
Pantoffelheld: „Oho!... Ich hab' mein Lebtag noch keinen triegt!“

Merkmal.

Frau zu ihrem Mann: „Du bist, wie alle anderen Männer, keine Bohne werth!“
„Ja, das merke ich an meinem Kaffee!“

Anzüglich.

Er: „Ich kann nicht begreifen, wie Du das Haar einer anderen Frau tragen kannst.“
Sie: „Du trägst ja in Deinen Anzügen auch die Wolle eines anderen Schafes!“

Theruerung.

Sommerfrischer: „Wie, Sie sind hier im Orte auch mit der Kurtag aufgeschlagen?“
Wirth: „Ach... bit! Sie... jetzt, wo alles theurer wurde, ... ist halt die Luft auch theurer worden!“

Gute Empfehlung.

A.: „Sagen Sie, ist diese Gegend gesund?“
B.: „D, gewiß, mein Herr. Hier bei uns können Sie in kurzer Zeit hundert Jahre alt werden!“

Ein lieber Diensthote.

„Herr des Himmels, Kathi, sind Sie aber ungeschickt, ich möcht' aus der Haut fahren!“
„Aber, gnä' Frau, da bleiben nachher ja nur meine der Beiner übrig!“

Auf dem Kasernenhof.



„Wenn Sie auch Doktor der Rechte sind, es wird immer mit dem linken Fuße angetreten, verstanden!“